

Biotoppfleger Jagdpächter

Hannes Hause



Offene Lebensräume erhält ein Jagdpächter im Dahmetal bei Teurow (rechts im Bild ist der Hochsitz).

Wenn es um das Thema Naturschutz geht, fällt mir beinahe täglich auf, dass eine Gruppe von Menschen, die bei der Ausübung ihrer Tätigkeit ebenfalls Naturschutz betreibt, leicht vergessen wird – nämlich die der Jagdpächter. Sie sind regelrechte Landschaftspfleger und das auch noch in allen Ecken und Enden des Naturparks. Nur wird das nicht so wirklich wahrgenommen. Ich möchte daher einige Beispiele aus dem Naturpark zeigen, um auch diesen Aspekt des Naturschutzes zu würdigen.

Im Dahmetal bei Teurow erhält ein Jagdpächter eine offene Hanglage. Es werden gezielt aufkommende Kiefern entfernt, um einen freien Blick auf die Niederung zu haben, in der sich

das Wild aufhält. So werden auf der Hanglage optimale Lebensbedingungen für Reptilien wie Zauneidechse und Blindschleiche erhalten. Aber auch Rentierflechten brauchen solche Aushagerungsstellen. Das Freistellen der Hanglage kommt ebenfalls der Eiche zugute, die sich nun zu einem kräftigen Baum entwickeln kann und in Zukunft wärmebedürftigen Arten einen Lebensraum bieten wird.

In der Niederung, die ebenfalls vom Jagdpächter offen gehalten wird, bleibt eine blühende Wiese erhalten, auf der diverse Hautflügler oder auch Schmetterlinge leben können. Oftmals bleiben auch Orchideen in diesen letzten Offenlebensräumen erhalten. Gerade der



Zauneidechsen und Blindschleichen profitieren als wärmebedürftige Reptilien von offenen Lebensräumen in Wald- und Niederungslanschaften.



Auch die Kuckucksblume – eine Orchidee – kann sich in durch Jagdpächter erhaltene Feuchtwiesen »retten«, wenn um sie herum bereits alles zuwächst. Selbiges gilt für den Ähren-Blauweiderich, der sich an offenen Trockenlagen halten kann.

Erhalt der offenen Feuchtwiesen ist sehr wichtig, da uns diese im Naturpark durch Nutzungsauffassung immer öfter verloren gehen.

Ein weiteres, sehr schönes Beispiel von Biotoppflege durch Jagdpächter zeigt sich zwischen Blossin und Friedersdorf. In einer drögen Mais-Ackerwüste bietet ein Hochsitz Rückzugsräume für blühende Sträucher wie Holunder. An diesem leben wiederum Fluginsekten. Sollten sich Bodenbrüter wie Fasan oder Wachtel in der Nähe aufhalten, fänden sie hier auch einen Rückzugsraum.

Zwischen Klein Eichholz und Busch »besetzt« sozusagen ein Hochsitz einen Ackerstreifen. Da dieser Streifen durch die Jagdnutzung an Bedeutung »gewonnen« hat, sinkt die Gefahr, dass er entfernt wird. Säugetiere, auch kleine, können mit Hilfe dieser Linie auf 600 Meter den Acker in Ruhe überqueren. Blühende Ackerkräuter wie Klatschmohn, Kornblume oder Lämmersalat können sich in diesen Streifen retten. Gleiches gilt im Übrigen für die Wege zu den Hochsitzen. Vielen Spaziergängern wird schon lange aufgefallen sein, dass die Feldwege verschwinden. Sie werden einfach



Auf den Ackerflächen zwischen Blossin und Friedersdorf erhält der Hochsitz eines Jagdpächters einen Zufluchtsraum für Tiere und Pflanzen inmitten von Mais-Wüste.



Ein schmaler Streifen aus Sträuchern und Grasflur trennt zwei Ackerschläge voneinander. Der Hochsitz markiert diesen Streifen, wodurch die Wahrscheinlichkeit steigt, dass er erhalten bleibt.

umgepflügt. Umso wichtiger sind in Zukunft die Wege zu den Hochsitzen, die aufgrund der offensichtlichen Nutzung im besten Fall erhalten bleiben.

In diesem Sinne vielen Dank an alle Jagdpächter, die durch ihre Nutzung einen Beitrag für die Struktur- und Artenvielfalt leisten!

Aber wenn wir schon bei dem Thema sind, sei noch die Frage erlaubt, was noch möglich wäre, um die Arten- und Strukturvielfalt auf den Landwirtschaftsflächen zu erhalten? In erster Linie neigt man ja immer dazu, diese Frage an die Landwirte weiterzugeben. Aber ist das nicht etwas zu einfach gedacht? Es ist ja so, dass



Wenn in den Offenlandschaften nur noch ein einziger Nutzer arbeitet, kann das ganz schnell aussehen wie auf den Flächen südlich von Münchehofe.

die Ackerflächen kaum dem Landwirt selbst gehören, sondern dieser in der Regel als Pächter auftritt. So werden die gepachteten Flächen also im Auftrag des Eigentümers vom Landwirt bewirtschaftet. Wenn nun jemand mehr Arten- und Strukturvielfalt auf unseren Ackerflächen fordert, sollten demnach nicht die Landwirte mit dieser Frage konfrontiert werden, sondern die Eigentümer. Die sehen in den Flächen aber entweder eine Geldquelle oder haben nicht die Lust, ihre Flächen selber zu bewirtschaften. So bleibt am Ende nur eine sehr kleine Gruppe von Leuten übrig, die sich diesem zeit- und arbeitsintensiven Beruf überhaupt noch widmet. Eine so kleine Gruppe schafft die Bewirtschaftung der Ackerflächen aber nur, wenn sie mit großen Maschinen auf großen Schlägen arbeitet und diese auch physisch und chemisch so bearbeitet werden, dass alle Zeitfenster zur Lebensmittelherstellung eingehalten werden können. Wer mehr Arten- und Strukturvielfalt auf unseren Äckern verlangt, sollte demnach nicht nur auf die Straße gehen, sondern muss auch auf den Acker gehen und selber anpacken. Würden mehr Menschen in der Landwirtschaft arbeiten, könnten mehr Hände mehr Aufgaben übernehmen. Unerwünschte Kräuter könnten dann per Hand gejätet werden, wie früher einst. Aber wer will sich schon die Hände schmutzig machen? So wird weiter die Chemiekeule das erledigen müssen. Mehr Menschen auf den Feldern würden auch automatisch mehr Vielfalt hervorbringen, da die Flächen kleinteiliger bewirtschaftet werden könnten. Randstreifen aus Sträuchern und Kräutern würden so automatisch entstehen.

Um das zu verstehen, hilft ein Blick zurück in die Geschichte, also in die Zeit, als die Landschaften noch struktureicher waren. Eine Bauernfamilie benötigte zur Selbsternährung vor der industriellen Revolution in der Landwirtschaft mindestens einen, sagen wir bis etwa fünf Hektar aus Acker, Wiese, Obstbäumen oder auch Wald bestehend. Die Familie bestand aus den Großeltern, den Eltern und sagen wir fünf bis zehn Kindern. Dazu kamen eine Magd und ein Knecht. So arbeiteten auf den ein bis fünf Hektar bis zu 15 Personen nur aus dem eigenen Hausstand. Wenn so viele Menschen mit anpa-

cken, braucht es keine Chemie und keine großen Maschinen. Da auch die Nachbarn auf dem Feld arbeiteten, wurden viele Grenzen angelegt, die zum besagten Strukturreichtum beitrugen. Die Menschen brauchten viele Feldwege, um ihre Flächen zu erreichen, was ebenfalls Strukturreichtum förderte. Heute muss eine einzige Person diese ein bis fünf Hektar bewirtschaften. Wie soll bitte diese eine Person es schaffen, das ohne den Einsatz von Hilfsmitteln zu bewerkstelligen? Hinzu kommt, dass ein Landwirt heute als Betrieb arbeitet, er also schlichtweg Geld verdienen muss. Das Leben in der Landwirtschaft entspricht demnach nicht dem »Dorf-Idyllbild«, das viele Menschen vor sich sehen, wenn sie an die Landwirtschaft denken. Nein, die Landwirtschaft unterliegt heute dem knallharten, globalisierten Kapitalismus. Wenn seit Jahren die Pachtpreise der Ackerflächen steigen und steigen, muss der Landwirt immer enger kalkulieren und demzufolge auch mehr Fläche nutzen (und als unerwünschten Nebeneffekt Feldwege und -raine wegpflügen).

So ist für mich die Frage nach den weiteren Möglichkeiten für mehr Artenvielfalt ganz klar damit verbunden, dass es auf unseren Landwirtschaftsflächen zum einen mehr Nutzer braucht – und eben nicht nur noch Jagdpächter oder einzelne Landwirte – und zum anderen sich auch die Eigentümer bewusst machen müssen, was auf ihren Flächen passiert.

Ansätze dafür bieten bereits diverse Initiativen, die im Internet leicht zu finden sind. So kann man sich sein eigenes Stück Ackerland mieten und dort mit Hilfe durch erfahrene Landwirte selber Gemüse anbauen oder es anbauen lassen. Auch Streuobstwiesen werden durch Freiwillige wieder angelegt. Diese Gruppen freuen sich über jede helfende Hand. In der Corona-Pandemie ist die Nachfrage nach solchen Angeboten extrem gestiegen. Vielleicht fühlt sich ja der ein oder andere Landwirt oder Eigentümer ermutigt, für solche Menschen Flächen – gegen Geld – zur Verfügung zu stellen?